



Das Image von Stotternden in den Medien ist für die Filmemacherinnen Birgit Gohlke und Petra Nickel oft ein Ärgernis

FOTO:
HERIBERT
CORN

„Wenn's dann wenigstens gut Stottern würden!“

Von innen heraus und höchstpersönlich: Birgit Gohlkes und Petra Nickels Film „Mein Stottern“

Manche Buchstraben mag Birgit Gohlke lieber als andere. Aber nicht wegen ihres Klanges, sondern weil sie leichter über ihre Lippen kommen. B ist nicht so ein Buchstabe. B-B-B-Birgit.

Gohlke stottert und das schon seit frühester Kindheit. Wie ist das, wenn man etwas sagen möchte, aber der Buchstabe will nicht aus dem Mund heraus? Zusammen mit der Logopädin und Kulturschaffenden Petra Nickel hat die Theater-, Film- und Medienwissenschaftlerin Gohlke einen sehr persönlichen Film über ihre Babbuties gemacht. „Ob ich will oder nicht, das Thema holt mich immer wieder ein“, heißt es in „Mein Stottern“. Gohlke, die Ich-Erzählerin der Doku, trifft im Film auf andere Stotternde und spricht mit ihnen über die gemeinsame Symptomatik. Da ist etwa ihr alter Bekannter Volker, der mit über 40 eine Stottertherapie beginnt. Da ist der Jugendliche Benedikt, der beim Singen nie stottert. Und Gerald, der Gedichte schreibt, um sich frei auszudrücken.

Es ist ein mutiger Film geworden. In animierten Rückblenden erinnert sich Gohlke an ihre eigene Stotterbiografie. Als sie im Kino sieht, wie Colin Firth als King George in „The King's Speech“ (2011) mit seinem Stottern kämpft, erwischt es sie eiskalt. Sie beschließt, sich ihrem Handicap auf eine neue Art zu stellen.

Falter: Frau Nickel, Frau Gohlke, wenn man der Off-Erzählerin glauben darf, war „The King's Speech“ die

Initialzündung für Ihren Film. War das tatsächlich so oder mehr ein dramaturgischer Kriff?

Petra Nickel: In meinem Fall war's absolut der Auslöser, weil anlässlich von „The King's Speech“ Medienanfragen auf mich als Logopädin zukaamen, ob ich nicht mit einem Stotternden Kind übermorgen ins Studio kommen könnte. Einerseits hat's mich gefreut, dass das Thema auf Interesse stößt, andererseits hatte ich kein gutes Gefühl dabei, ein Kind einfach mal vor die Kamera zu zeren.

Birgit Gohlke: Ich habe „The King's Speech“ auch gesehen und es war so, wie's in unserem Film gezeigt wird: Ich saß im Kinosaal und dachte an nichts Schlimmes; ich war gespannt auf eine Darstellung des Stotterns, die vielleicht einmal ernst gemeint ist. Dann wurde ich wirklich von der eigenen Vergangenheit eingeholt. Das hatte ich mir nicht gedacht. Man glaubt ja immer, man sei schon so abgebrüht.

Wer musste dann wen überzeugen, einen Film zu machen? Waren Sie beide gleich Feuer und Flamme?

Gohlke: Petra hat gefragt und ich hab ja gesagt, ohne groß nachzudenken. Überzeugen musste man mich nicht. Wenn ich gewusst hätte, wie die nächsten sechs, sechseinhalb Jahre ausschaun würden, hätte ich vielleicht nicht sofort zugestimmt. Aber das Bedürfnis, mit dem Thema nach außen zu gehen, hatte ich schon länger. Dass ich im Film auch selbst wirklich vorkomme, war nicht geplant, das hat

INTERVIEW:
MICHAEL OMASTA,
SARA SCHAUSBERGER

Zur Person

Birgit Gohlke
hat Theater-, Film- und Medienwissenschaft an der Uni Wien studiert und war in diversen Bereichen für Theater und Festivals tätig. Sie stottert seit früher Kindheit; mit diesem Kinofilm will sie Frieden mit ihrem Stottern schließen

Petra Nickel
ist studierte Schauspielerin und Logopädin, arbeitet aber vor allem als Regieassistentin und dramaturgische Beraterin im Bereich des Dokumentarfilms. „Mein Stottern“ ist ihre erste abendfüllende Kinoarbeit



Selbst in der Familie wird das Stottern aus Schuldgefühlen oft beschwiegen

sich erst im Laufe unserer Gespräche entwickelt – da musste ich dann länger drüber nachdenken.

Nickel: Das Thema ist mir ein Anliegen, weil die Arten, wie über Stottern gesprochen oder nicht gesprochen wurde, den Betroffenen so viel Unglück verursacht haben. In den Medien ist es oft immer noch so: Wenn im „Tatort“ ein Clochard oder ein psychisch Kranker vorkommt, dann stottert der auch noch. Das ändert sich langsam, aber dieses Image von Stotternden hat mich maßlos geärgert.

Gohlke: Ich dachte mir, wenn wir dieses Thema von innen heraus angehen wollen, dann ist es gut, wenn ich die Fragen stelle. Als jemand, der selbst stottert, kann ich anders auf die Menschen zugehen und ihnen vermitteln, dass wir im selben Boot sitzen.

Es wirkt lebendiger als eine Reihe therapeutischer Gespräche – das wäre ein ganz anderer Film geworden.

Nickel: Wir wollten keinen medizinischen Film machen. Es sollte das Moment der therapeutischen Einflusnahme sehr wohl vorkommen, aber bitte seriös und nicht irgendetwas Schwundliges mit Handauflegen oder Hypnose.

Das gibt's?
Nickel: Nicht in der Logopädie, aber ja, das gibt's. Da werden Leute in ihrer Verzweiflung in Dinge reingelockt, die ihnen nicht guttun oder nicht nachhaltig sind. Mir war wichtig, dass die im Film gezeigte therapeutische Perspek-

tive auch eine Qualität hat. Es hat sich gut ergeben, dass Volker, einer unserer Protagonisten, von sich aus eine Therapie machen wollte. Das war ja von uns nicht geplant.

Reagiert man auf stotternde Bösewichte und solche Klischees besonders allergisch, wenn man beruflich damit zu tun hat?

Nickel: Prominent kommt so jemand im Film „A Fish Called Wanda“ vor, da ist die Figur, die stottert, nicht ganz so intellektuell. Sehr oft ist es auch ein schüchternere, sehr introvertierter Typus, etwa in der französischen Tragikomödie „Zusammen ist man weniger allein“.

Gohlke: Im „Tatort“ sind es tatsächlich entweder Nebenfiguren, die keinen Namen haben, oder die Täter. Und im Burgtheater stottert der lustige Vetter, weil's noch ein bissl lustiger ist! **Nickel:** An sich kommen Stotterner aber selten vor, nie in tragenden Rollen und nie selbstverständlich. In „The King's Speech“ war es das erste Mal anders.

Wie wichtig ist Ihnen das?

Gohlke: Mir ist wichtig, dass Stottern seriös eingesetzt wird. Das passiert nicht oft. Wenn in einem Film einer stottert, genauso wie ein anderer eine Brille aufhat, dann finde ich das gut. Meistens dient es aber nur dazu, eine Charaktereigenschaft zu unterstreichen oder ein Vorurteil zu bedienen, leider. Wenn's dann wenigstens gut erarbeitet wäre, also wenn jemand dann wirklich gut stottern würde – das würde mir schon sehr wünschen!

Wie viel Mut oder Selbstbewusstsein erfordert es, in einem Film so viel von sich als Privatperson preiszugeben, wie Sie das tun?

Gohlke: Mut kann ich nicht sagen – ich mach's halt. Wenn mir jemand vor sechs Jahren gesagt hätte: Du hast

dann zwei Kinder und die kommen auch im Film vor, hätte ich gesagt: **Nei!** Sich zu präsentieren und die Geschichte vor vielen Leuten zu erzählen, war ein großer Prozess. Wenn man das zum ersten Mal am Bildschirm oder auf der Leinwand sieht, denkt man schon: Uh, ob das jetzt so gut ist?

Nickel: Ich glaube, dass das Umfeld auch einen Rahmen geschaffen hat, der hilft, sich darauf einzulassen. **Gohlke:** Stimmt. Ihr habt immer abgewartet, während ich drüber nachdenken musste, ob das auch okay ist für mich. Ich hatte immer genug Zeit.

Frau Gohlke, Sie sprechen auch den Kommentar in der internationalen Fassung. War das – abgesehen davon, dass Englisch nicht Ihre Muttersprache ist – besonders schwierig?

Gohlke: Die englische Off-Stimme war viel schwieriger für mich. Überhaupt sind Fremdsprachen schwieriger. Französisch zum Beispiel, weil es eine ganz andere Aussprache hat, als wir es gewohnt sind.

Gibt es mehr Aufklärungsbedarf, an Schulen zum Beispiel?

Nickel: Wenn ein Kind mit Stottern in der Klasse sitzt, ist es sicher sinnvoll, dass möglichst viele ganz sachlich darüber Bescheid wissen. Und dass man darüber sprechen kann, wenn Bedarf besteht. Insofern hoffe ich schon, dass Menschen, die aufgrund ihrer Positionen regelmäßig mit Stotternden zu tun haben, sich etwas aus dem Film rausziehen können und die Furcht davor verlieren, dieses Tabu zu thematisieren.

Woher rührt diese Tabuisierung?

Nickel: Stottern ist mit dem Vorurteil der mentalen Einschränkung oder psychischen Erkrankung verknüpft. Das sind Zuschreibungen, die sich bis heute halten.

Dabei ist das kulturellgeschichtlich doch völlig unhaltbar – das fängt schon bei Moses an, der wegen seiner „schweren Zunge“ das Reden meist seinem Bruder Aron überlassen haben soll.

Nickel: Eh. Wobei der wahrscheinlich Polterer war.

Ein Polterer?

Nickel: Das ist auch eine Sprechflüssigkeitsbeeinträchtigung, aber da geht's in eine andere Richtung. Im Vergleich zu stotternden Menschen haben Polternde häufig keine Wahrnehmung dafür, dass sie viel zu schnell sprechen und dann oft auch so unsauber in der Artikulation sind, dass man Wörter teilweise nicht mehr erkennt. Schmetterling wird zum Beispiel zu Schminning.

Poltern bedeutet, dass man Worte verschluckt?

Nickel: Ja, genau, und Teile rauslässt. Grammatisch wird's dann teilweise auch anders, Satzteile brechen weg, man beginnt irgendwo, bricht wieder ab, macht woanders weiter. Bei Polternden kann es sehr helfen, dass man die kinästhetische Wahrnehmung verstärkt. Also dass man sich selbst nicht nur übers Hören kontrolliert, sondern spürt, was die Artikulationsorgane tun – und dadurch auch verlangsamt und klarer wird.

Arbeiten Sie hauptsächlich als Logopädin?

Nickel: Nein, nicht mehr. Freitags bin ich Logopädin, den Rest der Woche verbringe ich mit Film.

War das Stottern für Sie in beruflicher Hinsicht schon einmal ein Hindernis?

Es gibt im Film die Episode, wo Sie als Au-pair wegen Stotterns entlassen werden ...

Gohlke: Ich habe dann trotzdem als Au-pair gearbeitet, halt bei einer anderen Familie. Einmal habe ich mich

bei einem der großen österreichischen Festivals im Pressbüro beworben. Da hiess es dann schon: Wir glauben nicht, dass du das schaffst, wenn wirklich viel Stress ist – deswegen, leider ... Da kannst du nichts machen, weil die kennen dich ja nicht. Vielleicht geht's dann einen Tick langsamer, aber ich finde, die Leute können auch echt mal warten.

Sehr beeindruckend und bedrückend ist die Szene, als Volker sich mit seiner Schwester über den Vater unterhält: Kommt das in Familien öfter vor, dass das Stottern ausgeblendet wird?

Nickel: Das gibt es sehr oft. Gar nicht aus Bösartigkeit, sondern eher aus Unsicherheit heraus. Früher hat man auch von Ärzten manchmal gesagt bekommen: Bloß nicht drüber reden, das wird nur größer und stärker und schlimmer. Diese Ansicht hält sich teilweise immer noch. Oft ist es auch so, dass Eltern sich schuldig fühlen, wenn ihre Kinder stottern. Obwohl sie gar nichts dafür können.

Wie sehr ist das Stottern Lebensinhalt, Lebenssthema?

Gohlke: Ich glaub, es ist einfach mein Lebenssthema, weil ich jeden Tag damit umgehen muss. Das sucht man sich ja nicht aus. Es ist mir ein Bedürfnis, es jetzt nach außen zu tragen und es auch an die Schulen zu bringen. Aber vielleicht ist es dann auch mal genug.

Nickel: Lebenssthema kann man ja auch unterschiedlich interpretieren: Es ist nicht das einzige Thema in deinem Leben, bei weitem nicht!

Gohlke: Natürlich nicht, aber ein Thema, das einen begleitet. Als der Josef auf die Welt kam, dachte ich: Uje, jetzt mach ich diesen Film, dabei ist mir dieser kleine Mensch eigentlich viel wichtiger. Da hab ich schon kurz einmal geschluckt. **☛**

Stottern im Film: Lächerliche Figuren, Bösewichte und Sympathieträger

Der berühmteste Stotterer der Filmgeschichte ist ein Gezeichneteter: Porky Pig, bei uns Schweinchen Dick geheißene, gehörte schon in den 1930ern zu Hollywoods populärsten Stars, der hunderte Warner-Brothers-Cartoons mit dem Sprüchler „Th-Th-That's all folks!“ beendete.

Babouites, die Sprechhemmung, ist fixer Bestandteil des filmischen Figureninventars, der meist zur Riddikülisierung (Michel Palin in „A Fish Called Wanda“) oder Dämonisierung (Jeremy Irons in „Die Hard with a Vengeance“, Benicio Del Toro in „Star

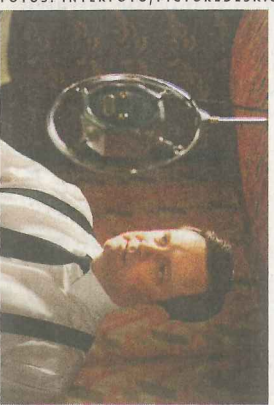
Wars: The Last Jedi“) eines Charakters dient. Ambivalentere Fälle, in denen es als mentale Symptomatik herhalten muss, wie das „traumatische Stottern“ von Ida Lupino in „Deep Valley“ (1947) oder von Brad Douirif im Oscar-Abbrümer „One Flew Over the Cuckoo's Nest“ (1975).

Kaiser Claudius soll das Stottern vor politischen Säuberungen bewahrt haben, ein Umstand, dem die BBC-Miniserie „I, Claudius“ (1976) und der Theatralsteller Derek Jacobi gerade Rechnung trugen. Vom deutschen Schauspieler Gottfried John, der in

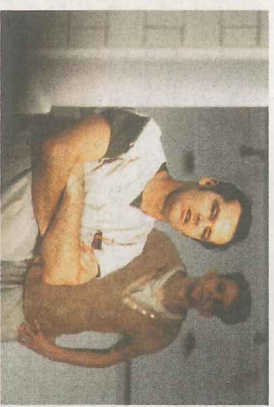
Fassbinders „Berlin Alexanderplatz“ (1980) den Kleinganoven Reinhold spielt, weiß man, dass er selbst als Kind stotterte und dass er sich erst im Rückgriff darauf den nicht allen sympathischen Charakter anzueigen vermochte. Der unscheinbare Hajo Scholz, verkörpert von Knut Hinz, zählte mit seinem kleinen Handicap 1250 Folgen lang zum Personal der TV-Soap „Lindenstraße“.

In jeder Hinsicht eine Ausnahmeerscheinung war John Cook, ein gebürtiger Kanadier, der in den 1970ern nach Österreich kam und hier eine Hand-

voll großartiger, sehr wienerischer Film realisierte. In „Langsamer Sommer“ (1976) spielt der Bohemien, der zeitlebens stotterte, sich selbst – und das auf amüsanteste Art und Weise. Mitunter ging es hinter den Kulissen noch dramatischer zu als auf der Leinwand. So im Fall von Bruno Kastner, der im deutschen Stummfilm aufs Fach des Bonvivant und verführerischen Dandys abnommiert war. 1932 schied der Schauspieler aus dem Leben, weil er fürchten musste, wegen seines Stotterns kein Engagement mehr zu bekommen. **M O**



Colin Firth liefert in „The King's Speech“ eine wahrhaftige Darstellung von George VI.



Brad Pitt, der Schüchti in „One Flew Over the Cuckoo's Nest“, bleibt im Hintergrund



Bruno Kastner, stotternder Schauspieler, sah im Tonfilm keine Zukunft für sich



Gottfried John als stotternder Kleinganove in Fassbinders „Berlin Alexanderplatz“